

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 209

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Bild: pd

Beeindruckendes Debüt

Die Sängerin Fatoumata Diawara haucht mit ihrem Debüt der westafrikanischen Musik Frische ein.

Die bereits als neue Folk-Diva gehandelte Künstlerin ist im Spielboden zu Besuch.

VON PIUS FREY

Gross angekündigt und mit viel Echo kam letztes Jahr beim renommierten Label World Circuit das erste Album der jungen westafrikanischen Sängerin, Musikerin und Schauspielerin Fatoumata Diawara auf den Markt. «Fatous» heisst die Produktion und sie überzeugt durch Frische und eine erstaunliche Offenheit. – Das verwundert einen wenig, wenn bekannt ist, dass die in der Elfenbeinküste und Mali aufgewachsene Künstlerin weit in der Welt herumgekommen ist.

Ihre künstlerische Laufbahn startete sie als Schauspielerin. Sie agierte in verschiedenen Theater- und Filmproduktionen. Ihr Herz schlug jedoch schon immer für die Musik. Da und dort trat sie als Sängerin auf und wirkte in verschiedenen Musikproduktionen mit. Auch hatte sie früh Verbindungen zur besonders bekannten und erfolgreichen Szene von Sängerinnen aus Mali, die den unverkennbaren Wassoulou-Sound kreieren. Eine dieser grossen Wassoulou-Sängerinnen, Oumou Sangare (die

auch schon in der Grabenhalle bei einem legendären Afrikaribik-Konzert auf der Bühne stand), machte Fatoumata Diawara mit dem Produzenten Nick Gold von World Circuit bekannt.

Neben der ebenfalls bei World Circuit veröffentlichten Platte des Projekts Afro Cubism ist Fatoumata auch durch Zusammenarbeiten mit Cheikh Lo aus Senegal, Herbie Hancock, der afro-amerikanischen Jazzsängerin Dee Dee Bridgewater und besonders der umwerfenden Band Orchestre Poly-Rythmo de Cotonou aus Benin aufgefallen: Diese auferstandene und wiederentdeckte Gruppe arbeitet auf ihrem neuesten Album mit Franz Ferdinand und Angélique Kidjo und eben auch mit Fatoumata Diawara zusammen. Daraus entstand das starke Stück «C'est lui ou c'est moi».

Packend etwas zu sagen haben

Fatoumata Diawaras erfolgreiches Debüt-Album «Fatou» überrascht durch grosse Intensität und Vielseitigkeit. Das Anfangsstück «Kanou» bestreitet sie praktisch alleine: Mit akustischer Gitarre und ein wenig Rhythmus kommt ihre Stimme prächtig zur Geltung. Dieses Stück in bester westafrikanischer Tradition trägt sie, wie praktisch alle Songs, in ihrer Muttersprache Bambara vor. Die Musik auf «Fatou» ist nie überladen und immer gut angeschlossen an die Stimme Diawaras. Es gibt aber auch richtig Tanzbares zu hören: neben Wassoulou-Sound bedeutet dies den Einsatz von Kongo-Gitarren, Schnelligkeit und gekonnten Wechseln.

Die grosse Zeit dieser Art westafrikanischer Musik war wohl in den achtziger und neunziger Jahren. Umso schöner, dass nun eine junge Sängerin den Staub entfernt und eine lebendige Frische einbringt. In der französischen Musikpresse wird dann auch schon von einer neuen westafrikanischen Folk-Diva geschrieben. Und von einer absolut wichtigen Neuentdeckung. Gerade auch, weil Fatoumata Diawara nicht einfach nur schöne, packende Musik macht, sondern weil sie etwas zu sagen hat; engagierte Texte kraftvoll vorträgt. Hier sei als Beispiel das sehr eindringliche Stück «Clandestin» erwähnt.

Auf Tournee wird Fatoumata Diawara meist von ihrer äusserst konzentrierten Musiktruppe begleitet (Guimba Kouyaté, Allune Wade, Jon Grandcamp und Corinne Thuy Thy).

Spielboden Dornbirn.

Dienstag, 28. Februar, 20.30 Uhr.
Mehr Infos: www.spielboden.at

Slumming in Guadalajara

In seinem sechsten Buch «Das Tagebuch des toten Hundes» erzählt der weltenbummelnde St. Galler Autor Steve Lindauer von einer irrwitzigen Odyssee zweier junger Männer im Mexiko des Winters 2001/02.

VON MARCEL ELSENER

Mexiko empfiehlt sich, von einigen touristisch gesicherten Bade- und Kultur-Orten vielleicht abgesehen, derzeit niemandem als Reisedestination. Zwar gab es vor zehn Jahren noch nicht Zehntausende Tote in einem unvorstellbar grausamen Drogenkrieg, doch ungefährlich war das Land nie: Steve und John beschleicht ein «komisches Gefühl», als sie mangels Geld im Dezember 2001 in San Francisco nicht wie erhofft den «ultimativen Trip» nach Brasilien ins Auge fassen, sondern eben «nur» jenen ins südliche Nachbarland.

Doch dann reizen die «exotischen Namen», namentlich Guadalajara, das sich so «gut anhört» wie Timbuktu, Kathmandu, Ouagadougou, und «Bombenbräute, die ganze Mariachikultur, Tequila und Stierkampf» verspricht. Und in ihrer Jungmännerfantasie eines «klassischen, altmodischen Abenteuers» sehnen sich die beiden unzertrennlichen Freunde auch nach «dunkler Gesellschaft» hinter der «verrufenen Schanze» der Vernunft: «Wir wollten verloren gehen, wir konnten verloren gehen und wir gingen verloren.»

Gestrandet im Kakerlaken-Hotel

Wie in einer selbsterfüllenden Prophezeiung kommt es, wie es kommen muss: Schon in der Grenzstadt Tijuana, diesem «Massengrab der Illusionen», werden sie nach einer erotisch aufgeladenen Suffnacht zum ersten Mal beraubt. Einige Tage später, Hermosillo, Mazatlan und die Begegnungen mit seltsamen Zirkusleuten und

dem Klippenspringer El Barracuda hinter sich, sind sie bereits am sagenhaften Ziel: «Guadalajara lag vor uns ausgebreitet wie ein kolossaler, schwelender Teppich, geknüpft aus menschlichem Magma. Eine schwärende Wunde, in der die Lichter der Fahrzeuge und Gebäude umherkrochen wie flimmernde, blinde, prallweise Maden.»

Zur Begrüssung gibts ein Billighotelzimmer voller Kakerlaken, doch den euphorisierten Lebenslust-Trompetern tut das keinen Abbruch: «Hey! Hier sind wir! Plaza de los Mariachis! In einem Cucaracha-Hotel! Genau das wollten wir! Genau hier verabschieden wir uns von den Reiseführern und den restlichen Touristen! Einbeinige mexikanische Bauern pennen hier! Wir pennen hier! Genau hier verlassen wir Amerika und Europa! Wir sind hier, weil wir uns nichts Besseres leisten können, also lass uns das feiern! Wir wollen, wie es wirklich ist! So ist es! Genau wie das hier!»

Unter Kleinkriminellen

In «Guadalawhora», wie es ihr krimineller Begleiter nennt, ein abgewrackter italoamerikanischer Mafioso, werden Steve und John während zweier Monate das wirkliche Leben kennenlernen – ein Leben am Abgrund, nur knapp besser als jenes des titelgebenden Köters, der mit ihnen die «Strasse des Friedens» überqueren will und «wie aus dem Nichts» überfahren wird. Ständig pleite und von Existenzsorgen gequält, überle-

ben sie in einem schäbigen Häuschen im Vorort-Slum nicht zuletzt dank der «Fürsorge» einer traurigen Putzfrau und des lokalen Gangchefs – und vor allem mithilfe ihrer «Blutsbrüderschaft», die sie sich geschworen haben.

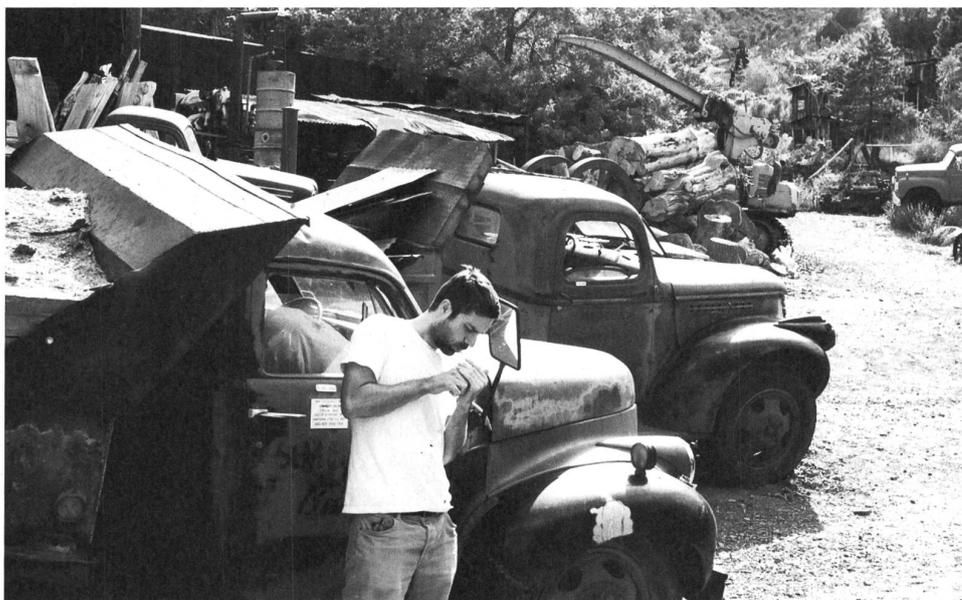
Klingt alles eher krud? Ist es auch. Manchmal atemberaubend auf den Punkt gebracht, manchmal masslos geschwätzig. Ob die haarsträubenden Ereignisse im Viertel Cerro 13, der Kauf einer Vogelspinne in der wahnsinnigsten Tierhandlung der Welt, ein geplanter Banküberfall und all die Drogen- und Gewaltexzesse wirklich der «Wahrheit» entsprechen, ist am Ende einer rasenden Lektüre müssig zu sagen. Der 34-jährige St. Galler Autor Steve Lindauer versteht sich – den Schalk in den Augen – als «cleverer Dieb, der vom Leben die besten Stories klaut und mit eigenen Zutaten würzt»; er spitzt zu, trägt dick auf und schreckt auch vor schiefsten Vergleichen nicht zurück. Doch traut man ihm die Reiseerlebnisse mit seinem Freund John Ciacci jederzeit zu; ähnlich wie in den früheren Büchern bleibt er schamlos nah an seiner Autobiographie.

Ein Walkabout on the run

Was bleibt von diesem Mexikotrip, ist die rauschhafte Erinnerung an zwei jugendliche Typen, die das «gute Leben» bis zum tiefsten Punkt auskosten, wo die Hölle beginnt – respektive der Alltag vieler Slumbewohner. Wenigstens vergessen die beiden Halodri-Helden in ihrer grandiosen Mischung aus Selbstüberschätzung, Melancholie und einer wohlthuenden Prise Selbstironie nicht, dass sie «in zu grossen Schuhen» an Orten herumstolpern, wo sie nichts verloren haben.

Lindauer bleibt weiterhin ohne feste Bleibe on the run; er gehört schliesslich zu den Gründern des Walkabout-Clubs, einem Verbund nomadischer Schriftsteller aus aller Welt. Der einstige Absolvent der Verkehrsschule (kein Wunder!) ist soeben aus China zurückgekehrt und in seiner momentanen Zwischenstation in Luzern schon wieder auf dem Sprung nach Südamerika. Und dann solls für länger nach Asien gehen. Auch in Fernost werden ihm die Geschichten nur so zufliegen, kein Zweifel, und sonst zwingt er sie zu sich, unter vollem Einsatz seiner Existenz, sozusagen.

Steve Lindauer: Das Tagebuch des toten Hundes. Das Buch ist im Eigenverlag (Books on demand) erschienen und in der St. Galler Buchhandlung Comedia oder via www.stevelindauer.com erhältlich.
Lesung im Kult-Bau St. Gallen. 10. Mai, 20 Uhr. Mehr Infos: www.kultbau.org



Steve Lindauer klaut seine Geschichten dem Leben und motzt sie auf. Bild: pd

Die feinen Unterschiede im Ähnlichen

Die Basler Künstlerin Silvia Bächli setzt die Linien rasch, aber präzise. Ihr von der Pinselführung bis zur Hängung durchkomponiertes Werk wird im Kunstmuseum St. Gallen gezeigt.

VON CLAIRE HOFFMANN

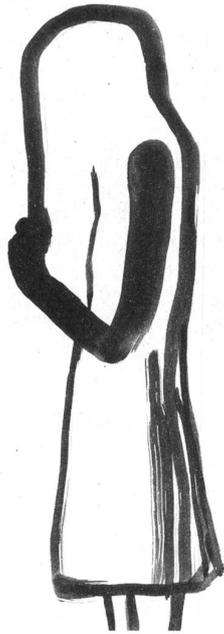


Bild: pd

Die Zeichnerin Silvia Bächli setzt sich klare Grenzen und Regeln bei ihrer Arbeit: vorwiegend schwarz-weiss; beinahe ausschliesslich Gouache auf Papier. Die Anordnung der Zeichnungen wird in zentimetergenauen Hängeanleitungen festgehalten. Bächlis selbstgewählte Rahmenbedingungen schmälern jedoch nichts an ihren Möglichkeiten. Vielmehr erlaubt ihr die Arbeit auf Papier eine Ungezwungenheit, eine Flexibilität und die Freiheit, immer wieder von vorne anzufangen, ohne dass sie von der Wichtigkeit des Mediums – man denke an das traditionsschwere Material von Öl auf Leinwand – gehemmt würde.

Leichtfüssig bewegt sich die Künstlerin über die selbstgezogenen Linien hinaus. Fotografien gesellen sich zu ihren Zeichnungsarrangements. Und eine Überraschung empfängt mich beim Eintreten in ihr Basler Atelier. An den Wänden hängt eine Serie rostroter Linienzeichnungen. Betrachtet man ihr bisheriges, vom Schwarz-Weiss-Kontrast dominiertes Werk, fallen diese transparent bis leuchtend roten Linien, die sich

auf mittelgrossen Format kreuzen und überlagern, als Neuheit auf. Silvia Bächli erklärt, dass sie der Farbe bis anhin zwar nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber stand, aber es sich in figurlicheren Zeichnungen eher als hinderlich erwiesen hatte, Farbe einzusetzen, denn oft dominierte die Farbe über die Linie. Nun fand sie in den jüngeren abstrakten, in der Bewegung wurzelnden Arbeiten einen gelösteren Zugang zur Farbigkeit. Rostrot erinnert an Röteln oder Sepia – zwei traditionelle Zeichnungsmaterialien. Doch auch das lange Zeit präferierte Schwarz ist nicht einfach schwarz, präzisiert sie, denn je nach Zusammensetzung und Hersteller der Gouache lassen sich die unterschiedlichsten Farbschattierungen und Nuancen im Dunkel erkennen.

Langes Auswahlverfahren

Feine Unterschiede im Ähnlichen. Analogien in den Gegensätzen. Solche scheinbaren Widersprüche sind für Bächlis Œuvre kennzeichnend. Exemplarisch steht dafür auch der Titel der kommenden Ausstellung im Kunstmuseum St. Gallen:

«Far apart – close together». Diese Opposition erfasst die räumlichen Verhältnisse von Distanz und Nähe, die gleichsam das zweite Rohmaterial der Künstlerin darstellen – nach dem Zeichnungsmaterial Papier.

Nach dem Zeichnen folgt nämlich die räumliche Anordnung als Arbeitsschritt. Silvia Bächli zeichnet bei kleinen Formaten meist auf dem Tisch, in einer intensiven, raschen Arbeitsweise. Sind die Zeichnungen einmal getrocknet und gepresst, kommt das lange, iterative Auswahlverfahren. Hierfür hängt sie die Blätter an die Wand, prüft und wägt ab, verwirft und kombiniert, verschiebt und kategorisiert. Dass dabei auch viel Ausschuss entsteht, davon zeugt der Stapel weggeworfener Zeichnungen unter dem Waschbecken. Um ihre Auswahl zu illustrieren, zieht sie einige der zusammengefalteten Blätter vom Stapel und erklärt an misslungenen Zeichnungen, wo der Pinsel falsch abgesetzt wurde, wie die verfasende Linie den Blick auf die Komposition gestört hätte, wo das Liniennetz flau und uninteressant sei.

So fügt sie sukzessiv ausgewählte Zeichnungen zu Ensembles zusammen, die in der ausbalancierten, genau vermessenen Anordnung in Hängeanleitungen festgehalten werden und als Werkgruppe einen Namen erhalten. Beispielsweise «Tibet». Ihre Titel sind weder narrativ noch beschreibend, sie gehen eher von einzelnen Teilen aus (in diesem Fall zwei aus Magazinen ausgeschnittene Fotografien). Sie geben einen Grundton für das Ensemble an, um eine der vielen musikalischen Metaphern zu übernehmen, die Bächli beim Sprechen über ihr Werk verwendet.

Die Funktion der Anordnung

Weggelegt ist für die Künstlerin nicht gleichbedeutend mit vergessen. Was heute keinen Platz hat, findet vielleicht nach Jahren einen passenden Kontext. So entstanden die Tische: Bei der Suche nach Gemeinsamkeiten in einem über Jahrzehnte gewachsenen Konvolut arrangierte die Künstlerin Zeichnungsgruppen, die eine gewisse «Familienähnlichkeit» verbindet, sei es in der Linienführung, im Motiv, in der Technik. Schritt für Schritt der Tischkante folgend «liest» man sich durch diese atlasartigen Arrangements.

Die rhythmischen Sequenzen der Ensembles an der Wand verlangen hingegen ein Vor- und Zurücktreten im Raum. Wieder anders wirkt die raumfüllende Zeichnungsinstallation «das (to Inger Christensen)», die im Schweizer Pavillon in Venedig 2009 zum ersten Mal gezeigt wurde und sich in St. Gallen in einen beinahe identischen Raum einfügen liess.

Die Ausstellung in St. Gallen vereint die verschiedenen Präsentationsmodi, die Bächli über die Jahre entwickelt und verfeinert hat, und mit denen sie subtil unsere Blickrichtungen und Bewegungen im Raum leitet.

Kunstmuseum St. Gallen. 11. Februar bis 13. Mai. Mehr Infos: www.kunstmuseumsg.ch

Point of no Return

Am 19. Juli 1524 brannte die Kartause Ittingen. Die dramatischen Ereignisse bringt der Regisseur Oliver Kühn vom «Theater Jetzt» als Volkstheater «Ittingen brennt» am Ort des Geschehens zur Aufführung.

VON CHRISTINA GENOVA

Wie kann man das Publikum für historische Begebenheiten interessieren, die vor so langer Zeit stattfanden? Auch Oliver Kühn stellte sich diese Frage und suchte vorerst Parallelen zu heutigen Konflikten – den Revolutionen in Nordafrika, den Krawallen von Jugendlichen in Zürich und den Schlägereien von Fußballhooligans. Das Stück entwickelte sich jedoch während der Proben in eine andere Richtung: «Ich merkte, dass ich den Leuten die Bezüge zum Heute nicht aufdrücken muss», erzählt Oliver Kühn. Was dem Regisseur je länger desto wichtiger wurde, waren universelle Erkenntnisse, wie dass jeder Konflikt auf verschiedenen Eskalationsstufen aufbaut und es einen Point of no Return gibt und schliesslich die Tatsache, dass es bei einem Krieg ausser den Geschäftemachern nur Verlierer gibt.

Eine Rettungsaktion eskaliert

Begonnen hatte alles in den frühen Morgenstunden des 18. Juli 1524. Die Glocken in den Landgemeinden rund um Stein am Rhein und Stammheim läuteten Sturm. In Windeseile verbreitete sich die Nachricht, dass der protestantische Pfarrer Johannes Öchsli in Burg bei Stein am Rhein gefangen genommen worden war. Die reformatorisch gesinnten Bauern der Umgebung, etwa 3000 an der Zahl, strömten zusammen, um ihn aus den Händen des katholischen Landvogts zu befreien. Unterwegs mussten die Bauern die Aussichtslosigkeit ihres Vorhabens einsehen und entschlossen sich, bei der nahen Kartause Ittingen einzukehren. Doch die Ereignisse überstürzten sich, entwickelten eine Eigendynamik und das Kloster wurde geplündert. Schliesslich legten die Bauern tags darauf Feuer und ein Teil der Gebäude ging in Flammen auf.

Aufstand gegen die Obrigkeit

Der Historiker und Autor Peter Kamber, der sich eingehend mit dem Ittinger Sturm beschäftigt hat, fasst die Ereignisse so zusammen: «Was stattgefunden hatte, war ein Bildersturm und der Versuch zur Aufhebung eines Klosters in einem. Viele Dinge vermischten sich, es war ein Fest und ein Aufstand zugleich. Besäufnisse und strategische Debatten wurden nebeneinander abgehalten.»

Was brachte die Beteiligten dazu, im Kloster Ittingen derart zu wüten? Im Zuge der Reformation gerieten die reichen Klöster als Zehnteinnehmer zunehmend in die Kritik. Sie hatten es immer schwerer, ihre Auffassung von

einem zurückgezogenen, meditativen Leben zu rechtfertigen, umso mehr, als dass man es in vielen Klöstern damit nicht mehr so genau nahm. Die Bauern, so Kamber, hätten sich erstmals gegen ihre schwierigen Lebensbedingungen wie Leibeigenschaft, Klosterherrschaft und Zehntabgaben erhoben, denn sie hätten die neue reformatorische Lehre als eine Befreiungstheologie verstanden.

Von der Zerstörung berauscht

Beim Probenbesuch in der ersten Januarhälfte ist die Erarbeitung der Dialoge der Hauptakteure, des Untervogts von Stammheim, Hans Wirth (Werner Biermeier), und seiner beiden Söhne Johann und Adrian Wirth (Florian Steiner und Julius Griesenberg) noch in vollem Gange. Oliver Kühn legt viel Wert darauf, die Beweggründe ihres Handelns verständlich zu machen. Bei jedem Konflikt gibt es Haudegen, Feiglinge, Mitläufer, Vermittler und solche, die sich von Gewalt und Zerstörung berauschen lassen.

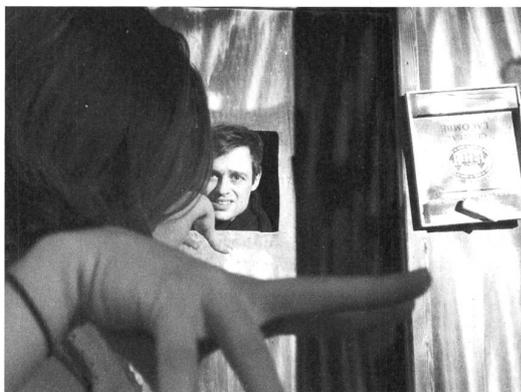
Als Regisseur lässt Kühn den Schauspielern viel Freiheit und Mitsprache, erwartet aber auch vollen Einsatz bei der Entwicklung des Stücks. Musikalischer Leiter der Produktion ist Patrick Kessler vom Duša Orchestra und – soviel sei verraten – er gab den Anstoss für eine Punk-Version des Kinderlieds «Chumm mir wei ga Chrieseli gwünne». Durchs Stück führt die Kriegsgöttin Belli. Sie stachelt auf und ist immer auf der Seite der Hitzköpfe und Kriegstreiber: «Belli kümmert es nicht, wenn die Menschen leiden. Sie findet Krieg toll, sie lebt davon», sagt Angela Pina Ganzoni, die Darstellerin der Belli. In diesem Sinne ist sie die wahre Siegerin des Ittinger Sturms.

Kartause Ittingen.

Genauere Spieldaten siehe Veranstaltungskalender. Mehr Infos: www.theaterjetzt.ch

Peter Kamber: Der Ittinger Sturm.

Eine historische Reportage. Stiftung Kartause Ittingen, Warth 1997.



Angela Pina Ganzoni spielt die Kriegsgöttin Belli, die die Hitzköpfe aufstachelt. Bilder: Oliver Kühn

Radikal und kompromisslos

Das Kinok zeigt im Februar sieben aktuelle österreichische Filme.

Im Nachbarland bemüht man sich nicht darum, gefällig und mehrheitsfähig zu sein, sondern hält einer kaputten Gesellschaft schonungslos den Spiegel vor.

VON GERI KREBS

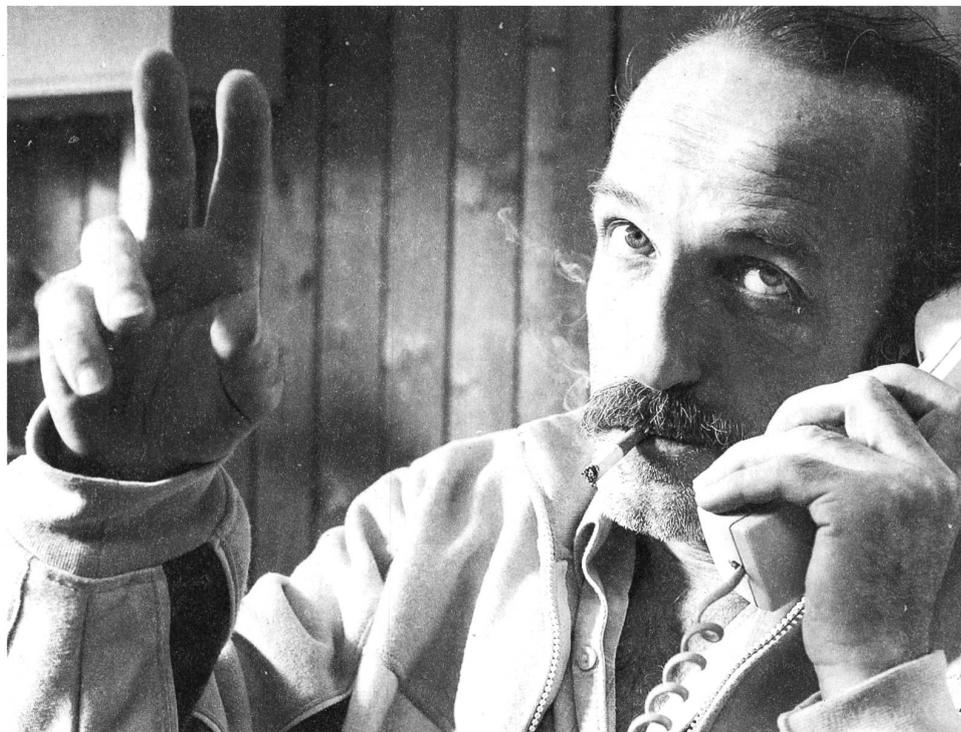
Es ist das einzige Nachbarland der Schweiz, über dessen Bewohner es eigens kreierte Witze gibt. Flächenmässig ist jenes Land etwa doppelt so gross wie die Schweiz, während die Bevölkerungszahl praktisch bis auf die Kommastellen hinter den Millionen übereinstimmt – und als Land von Alpen transit, Kühen, Bergbauern und Wintertourismus gibt es so manche weitere Gemeinsamkeiten. Die Feststellung, Österreich sei unter den an die Schweiz angrenzenden Ländern dieser am ähnlichsten, ist wohl kaum übertrieben.

Was das Filmschaffen in Österreich betrifft, so fällt auf, dass es bis in die achtziger Jahre kaum international wahrgenommen wurde – abgesehen von einer bei Spezialisten hoch geschätzten Szene von Experimentalfilmern (seit den Sechzigern). Dies ganz im Gegensatz zum Schweizer Film, der in den Siebzigern mit Alain Tanner, Claude Goretta, Michel Soutter oder in der Deutschschweiz mit Rolf Lyssy eine internationale Beachtung fand, von der er heute nur noch träumen kann.

Tristesse in Cannes

Heute präsentiert sich die Situation fast spiegelverkehrt. Doch zuerst ein Blick auf die Statistik. 38 lange Spielfilme (ohne reine TV-Produktionen) und 43 Kinodokumentarfilme wurden 2011 in der Schweiz realisiert, in Österreich dagegen war diese Zahl mit total 55 Filmen wesentlich geringer. Noch dazu sind in den 55 Filmen auch minoritäre Koproduktionen mit eingeschlossen, während diese in der Statistik der 81 Schweizer Filme nicht dabei sind. Betrachtet man dagegen den Marktanteil der gesamten Kinoeintritte in den jeweiligen Ländern, so lag dieser in der Schweiz 2011 bei knapp vier Prozent, während er in Österreich immerhin bei 7,5 Prozent lag.

Vergleicht man die Präsenz beider Länder beim wichtigsten internationalen Filmfestival überhaupt, jenem von Cannes, sieht es für die Schweiz trist aus. Der österreichische Film dagegen erlebte in dieser Hinsicht gerade im letzten Jahr einen Höhepunkt – dies nachdem er bereits früher mit Regisseuren wie Michael Haneke oder Ulrich Seidl immer wieder gegläntzt hatte. Muss man bei der Schweiz bis ins Jahr 2001 zurückblicken, als mit «Eloge d'amour» von Jean-Luc Godard letztmals ein Film eines Schweizer Regisseurs (wobei Godard ohnehin international kaum als Schweizer Regisseur wahrgenommen wird) im Wettbewerb von Cannes lief, so schaffte es 2011 mit «Michael» von Markus Schleizer



Der Charakterkopf und Hauptdarsteller des Oscar-gekrönten Filmes «Die Fälscher», Karl Markovics, besticht mit seinem intensiven Regiedebüt «Atmen». Bild: pd

ein Film eines Newcomers in den Wettbewerb von Cannes. Der atemberaubende Film, der von einem kleinen, verklemmten Angestellten einer Versicherungsgesellschaft erzählt, der im Keller seines Hauses einen zehnjährigen Knaben gefangen hält, kann als beispielhaft für ein aktuelles österreichisches Kino gelten: Er ist inhaltlich radikal, scheut sich nicht zu schockieren, ist dabei von starker formaler Geschlossenheit und zeigt nüchtern die Abgründe einer Gesellschaft.

Filme von grösserer Dringlichkeit

Gleichzeitig mit «Michael» lief in Cannes 2011 in der Sektion «Quinzaine des réalisateurs» mit «Atmen» von Karl Markovics ein weiterer Erstlingsfilm aus Österreich. Mit der Geschichte eines jungen Straftäters, der tagsüber ausserhalb des Gefängnisses einer Arbeit nachgehen kann, ist «Atmen» ebenso lakonisch und intensiv wie «Michael». Regisseur Markovics, mit 47 Jahren nicht gerade ein Jungfilmer, hat eine jahrelange Karriere als Schauspieler hinter sich. So war er Hauptdarsteller in dem 2008 mit dem Oscar als bester fremdsprachiger Film preisgekrönten KZ-Drama «Die Fälscher» von Stefan Ruzowitzky.

Vergleicht man diesen einzigen je mit ei-

nem Oscar ausgezeichneten österreichischen Film mit dem einzigen Schweizer Film, der es so weit brachte, Xavier Kollers Flüchtlingsdrama «Reise der Hoffnung», so darf auch hier der Schweizer Beitrag, so gut gemeint er auch war, als der inhaltlich harmlosere Film bezeichnet werden. Karl Markovics, der als Regisseur von «Atmen» Anfang Januar kurz in der Schweiz auf Promotionstournee weilte, brachte es auf den Punkt, als er auf die Frage des unterschiedlichen internationalen Filmerfolgs der beiden Länder meinte: «Das hat wohl mit der sehr unterschiedlichen Geschichte unserer beiden Länder zu tun: In Österreich musste bis in die siebziger Jahre eine ganze Generation junger Leute sehr hoch springen und sehr laut schreien, wenn sie nicht im Mief einer selbstgefälligen und böartigen Spiessergesellschaft ersticken wollte. Vielleicht war es ja diese Erfahrung, die einige Filme hervorgebracht hat, die kompromissloser und von grösserer Dringlichkeit sind als die heutigen Filme aus der Schweiz.» ♦

Kinok Cinema in der Lokremise.

Genauere Spieldaten siehe Veranstaltungskalender.
Mehr Infos: www.kinok.ch

VON DER ROLLE

von Damian Hohl*

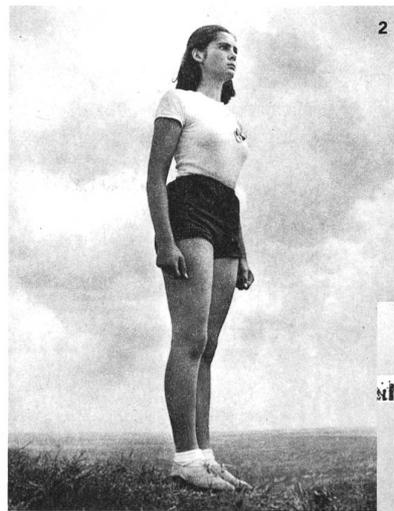
Folgen von Bedeutung.

Zugegeben, sie fehlen in der Welt der TV-Serien, die ehrwürdigen Kinosaale, die grossen Leinwände und die kauzigen Billet-Verkäufer in ihren Kabäuschen. Ausser Internetforen kennen Serien keine öffentlichen Treffpunkte. Sie taugen bestenfalls für Filmabende mit Freunden, zum Zeitvertreib an Regentagen oder als Fernsehsatz vor dem Schlafengehen. Das ist jedoch ihr einziges Manko, denn inhaltlich und qualitativ stehen Serien dem Kino heute in nichts mehr nach. Ihre erzählerischen Möglichkeiten entsprechen jenen eines Romans und die Charakterbildung der Protagonisten kann mit grösster Genauigkeit gepflegt werden. Es bleibt genug Zeit für die detaillierte Darstellung ganzer Welten. Werden die oft epischen Geschichten darüber hinaus spannend geschildert, ist es auch um das gelassene Abwarten bis zur nächsten Folge geschehen.

Es sind allen voran die anspruchsvollen und herausfordernden Produktionen der amerikanischen Pay-TV-Sender «HBO» («It's not TV, it's HBO»), «AMC» und «Showtime», welche dem Format seit einigen Jahren zu hohem Ansehen verhelfen. Neu ist, dass vor allem im Mainstream bediente Normen und gesellschaftliche Stereotypen schonungslos über den Haufen geworfen werden. Wie etwa bei der Erfolgsserie «**Breaking Bad**», wo mit viel schwarzem Humor und unsympathischen Charakteren ein durchschnittsamerikanisches Familienbild gezeichnet wird, das ganz und gar nicht in die gängige Wertvorstellung passt, während in «**Homeland**» die Paranoia einer ganzen Gesellschaft in der Gestalt einer untypischen CIA-Agentin verkörpert wird. Die USA reflektiert sich in TV-Serien derzeit viel radikaler als auf der Leinwand oder in der Popmusik. Fast immer ist ein Aspekt der amerikanischen Geschichte Ausgangspunkt der Erzählung, vom ersten transkontinentalen Eisenbahnbau («**Hell on Wheels**») über die Prohibition («**Boardwalk Empire**») in den Zwanzigern bis hin zur kritischen Beleuchtung der jüngsten Kriegsvorgänge («**Generation Kill**», «**Homeland**»).

Mit der Zeit in New Orleans nach dem Hurricane Katrina befasst sich die «HBO»-Serie «**Treme**». Es ist David Simons Nachfolgewerk von «**The Wire**», der vermutlich besten Serie aller Zeiten. Wie bereits im Meisterwerk, das akribisch den gesellschaftlichen Untergang der Stadt Baltimore beschreibt, ist auch «**Treme**» betont politisch gemeint. Im Zentrum steht der schwierige Wiederaufbau der Stadt am Mississippi, das Quartier und die Gentrifizierung, politische Korruption, Aufbruch und Tradition und wie als Bindeglied zwischen all dem Jazz und Rhythm and Blues. In den zwei bisher ausgestrahlten Staffeln geben sich unter anderen Elvis Costello, Allen Toussaint, Dr. John und Steve Earle die Ehre. Aber nicht nur Musiker stehen Schlange, auch bis anhin vor allem aus dem Kino bekannte Schauspieler und Regisseure haben das Potential von Serien entdeckt. In «**Boardwalk Empire**» macht Steve Buscemi als Stadtkämmerer von Atlantic City schmutzige Geschäfte während der Prohibition. Regie führt bei dem Stück über «die dunkle Seite des amerikanischen Traums» niemand geringeres als Martin Scorsese. Steven Spielberg dreht derweil den dumpfen Sci-Fi-Serienblockbuster «**Falling Skies**», Frank Darabont («**Die Verurteilten**», «**The Green Mile**») die Zomby-Serie «**The Walking Dead**» nach einer Comic-Adaption. Todd Haynes, Macher von Bob Dylans Filmbiografie «**I'm Not There**» und der mehrfach Emmy-prämierten Miniserie «**Mildred Pierce**», ist gar überzeugt, dass «in Amerika Fernsehsender wie HBO das neue Independent-Kino ermöglichen.»

* Damian Hohl springt für die Februar- und März-Ausgabe als Autor für die Von-der-Rolle-Kolumne ein. Ab April dürfen wir David Wegmüller zurückbegrüssen.



Bilder: pd

SCHAUFENSTER

Die Aufschlüsselung einer grossen Figur.

1 Anfang Februar wird im Kunsthau Bregenz der erste grosse Überblick über die eindrückliche und beinahe unüberschaubare Arbeit der deutschen Choreografin, Tänzerin, Theoretikerin, Aktivistin, Dichterin und Filmemacherin **Yvonne Rainer** eröffnet. 1934 wurde die Tochter einer polnischen Jüdin und eines Italieners in San Francisco geboren. Mit 23 Jahren zog sie nach New York. Der Plan war, Schauspielerin zu werden. Es kam jedoch anders und Rainer begann bei der legendären Martha Graham Modernen Tanz zu studieren; später wechselte sie zu Merce Cunningham. In der Folge entwickelte Rainer eine komplett eigene Sprache und choreografiert heute legendäre Stücke. 1970 wandte sie sich als Konsequenz ihrer Kritik am Starkult in der Tanzszene von der Bühne ab, um Spielfilme zu drehen. Und auch in diesem Metier gelangen ihr aus der Filmgeschichte nicht wegzudenkende Werke. Anfang der Nullerjahre begann Yvonne Rainer wieder Tanzstücke zu choreografieren «in denen sie auf Elemente der Populärkultur, des Sports, der Tanzgeschichte im Allgemeinen und ihre eigenen Werke zugreift».

1977 und 2007 nahm Yvonne Rainer an der Documenta in Kassel teil,

Filmretrospektiven wurden in New York und London gezeigt – und doch ist das Kunsthau Bregenz die erste Institution, die das grosse Werk zu fassen versucht. Im Zumthor-Bau werden nicht nur alle ihre Filme, sondern auch Live-Performances zu sehen sein. (js)

2 KUNSTHAUS GLARUS.

11. Februar bis 6. Mai. Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag 14–18, Samstag/Sonntag 11–17 Uhr.

Mehr Infos: www.kunsthauusglarus.ch

KUNSTHAUS BREGENZ.

4. Februar bis 9. April. Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag, 10–18 Uhr, Donnerstag 10–21 Uhr.

Mehr Infos: www.kunsthauus-bregenz.at



Rätselhaften Verbindungen auf der Spur.

2 Am 18. Januar stellte Wikipedia unter medialem Getöse für einen Tag die englischsprachige Seite ab. Der Grund für den Streik waren zwei in den USA geplante Gesetze zur Kontrolle des Internets. Die muskelbetonte Aktion provozierte auf den sozialen Plattformen einige Scherze und Nachahmer im Kleinen. Das Archiv als Gedächtnis einer schnelllebigen Gesellschaft hat seine Faszination nach wie vor nicht verloren und findet so immer wieder auch Ausdruck in den Künsten. Eine eher poetische und witzige Ableitung des Archivs findet für drei Monate Heimat im Keller des Kunsthauus Glarus. Der deutsche Künstler **Daniel Gustav Cramer** und dessen Kollege **Haris Epaminonda** aus Zypern bringen ihr im Jahr 2007 begonnenes Projekt «**The Infinite Library**» mit: Die beiden entfernen aus einem oder mehreren Büchern Seiten und binden diese zu einem neuen Werk. Sie produzieren ein fortlaufendes Archiv, in dem die Fragmente aus oft pseudo-wissenschaftlichen Büchern «zu einem neuen Kosmos mit neuen Kausalitäten verbunden werden», wie das Museum in der Vorankündigung mitteilt.

Die restlichen Räume des Kunsthauus stehen Daniel Gustav Cramer alleine zur Verfügung. Eine der ersten Arbeiten Kramers heisst «**Woodland**». In einem limitierten Büchlein sind siebzehn Fotografien abgedruckt, die mit ihrer dramatischen Beleuchtung die Wirkung von Aufnahmen eines Filmsets entwickeln. Mittlerweile arbeitet Cramer eher raumgreifend und die im Alltag gesammelten Fragmente in Form von Fotos, Büchern, Objekten und Videos suggerieren «ein Netz unsichtbarer und rätselhafter Verbindungen, die die Welt im Kern zusammenhalten und die den menschlichen Verstand an die Grenzen seiner Auffassungsgabe bringen». (js)



THEATERLAND

Die Strasse aus der Schweiz hinaus.

2 Die Schweizer Filmemacher sind in der Krise. Florian Keller schimpft sie im «Magazin» Mitte Januar «Schissfilmer», die keinen Mut hätten, dem Publikum was zuzutrauen. Und wenn mal ein Regisseur mit einem guten Plot daher komme, würden die kleinbürgerlichen Förderstrukturen und das daraus resultierende Dreingerede wieder alles zunichte machen. Im Theaterstück **«Keine Aussicht auf ein gutes Ende»** geht es vordergründig genau um das. Der Schweizer Filmemacher Ingomar Benz Berger (Ingo Ospelt) ist in der Krise – bis er von seinem Vater träumt und danach weiss, dass er einen Roadmovie drehen muss. Er entwirft einen vertrackten Film mit einem grauenvollen Drehbuch. Geld bekommt er dafür nirgends und auch am Casting taucht kein Knochen auf. Nun, dann macht Ingomar halt auf eigene Faust weiter.

Die Antithese zum Keller'schen «Schissfilmer» hockt in seiner Garage mit seinen zwei Kumpels, Balz Bagger (Hans Rudolf Twerenbold) und Laurenz Bertschinger (Dominique Müller), und will seinen Film mit No-Budget trotzdem fertigstellen. Soviel zum Hauptstrang des Stücks. Darunter und daneben und überhaupt geht es ums Träumen und

Scheitern – und um den ewig auf später verschobenen Ausbruch aus der engen Schweiz. «Keine Aussicht auf ein gutes Ende» ist Jens Nielsens zweites Stück zum Thema Heimat. Wie schon den ersten Teil, «2010 – Die Rückkehr der Bümbli», bringt es die Theatergruppe Trainingslager unter der Regie von Antje Thoms auf die Bühne. Premiere feierten sie letztes Jahr im Theater Winkelwiese in Zürich, tourten dann nach Luzern und kommen nun für einen einzigen Abend in den Osten der Schweiz. Was gut ist. Denn auch hier regiert Schiss die Filmemacher – aber nicht nur sie. (ak)

Eine Höllenmaschine zum Treten.

3 Energieversorgungsengpass. Die Drohung aus gewissen politischen Kreisen an das St.Galler Stimmvolk von 2010 ist zurück und hört sich noch bedrohlicher an: **«Angina Electrica»**. Die Bieler Tanzkompanie trop cher to share kommt mit einem Notfallplan gegen die düstere Vorankündigung der Energieengpässe. Da dies alle was angeht, geht auch die Generalprobe für den Ernstfall mit allen über die Bühne. Am Tatort eines Stromopfers empfangen die zwei Choreographinnen und Tänzerinnen Noémie Wyss und Nina Willmann das Publikum, vermessen und wiegen es und machen es mit Elektra vertraut, einer tretbaren Höllenmaschine. Wenn es keine elektrische Energie mehr gibt, dann bleibt doch immer noch die kinetische. Aus eigener Kraft schafft das Publikum Licht für die Tanzperformance der zwei Frauen. Diese arbeiteten schon in der Kompanie Tells Töchter zusammen und ergatterten 2010 mit dem Erstling «Brachland» den Produktionsbeitrag vom Theater am Gleis in Winterthur. In der Zwei-Frau-Formation trop cher to share ist «Angina

Electrica» ihr Debüt. Das Stück liefert nicht nur einen Notfallplan im Falle eines Versorgungsnotstandes, sondern sagt, was kaum noch jemand sagt. Wer daheim einen Niederspannungsunfall erleidet – weil er den Toaster ja eh selber reparieren kann – und danach «Todesangst und Vernichtungsschmerz» verspürt, der könnte eine Angina Electrica erwischt haben; in der Steigerung nennt sich das dann Kammerfimmern. Aus der Steckdose kommt eben nicht nur Licht. (ak)

FORWARD

Friede den Hütten.

5 Vorab: Eine umfassende Rezeption des St.Galler Konzerthauses Palace ist in Planung und wird aufs Ende der fünften Saison im «Saiten» erscheinen. Das Geburtstagsfest findet gegen Ende dieses Monats, mitten in der laufenden Saison statt. Nicht das Jubiläum als Abfeiern des eigenen Fortbestandes ist Anlass der Sause, auch wenn die Geschichte des Hauses immer mitbedacht und mitgetragen wird. – Als Folge vorangegangener Anstrengungen, die Welt nach St.Gallen in die Frohegg und nahtlos anschliessend nach Rorschach ins Hafengebäude zu bringen und dabei nie die politische und soziale Realität vor der eigenen Clubtür zu vergessen. Von Beginn an wurden im ehemaligen – behutsam sanierten – Kino die lokale Szene und deren Vorbilder zusammengedacht und –gebracht. Aber auch für den Alltag und dessen Entsprechung oder Widerspruch in der Theorie hatte die Programmgruppe der Erfreulichen Universität von Anfang an die Augen offen. Dieses Verwiefeln von Diskurs und Tanz führt nach wie vor bei manchen konservativen Politikern zu roten Köpfen und Attacken im Parlament. Ganz am Anfang war auf dem Monatsplakat «Ein Palast ist auch nur eine Hütte» geschrieben. Nun heisst es fünf Jahre später auf der Einladung zum Geburtstagskonzert «Friede den Hütten – Fünf Jahre und mehr Palace». Auf der Bühne stehen zwei Formationen, die man nicht mir nichts, dir nichts in den gleichen Abend packen würde, aber im CD-Regal nicht mal so weit voneinander entfernt stehen. Das Kollektiv **Shabazz Palaces** sorgte im letzten Jahr für regelrechte Euphorie. Ishmael Butler alias Butterfly sahnte mit den Digable Planets in den Neunzigern einen Grammy ab. Nach zwei Alben löste sich die Crew jedoch auf und Butler zog von New York retour in seine Heimatstadt Seattle. Nach Reunion-Versuchen nun also zehn Stücke in Zusammenarbeit mit dem Perkussionisten Tendai Maraire, die «sicherlich zu den komplexesten und zugleich visionärsten Hip-Hop-Produktionen der letzten Zeit» zählen, wie die «FAZ»

schreibt. Die Bässe blubbern wie an einer Dubstep-Party, die Beats hüpfen in Zeitlupe über Minenfelder. **Real Estate** dagegen legen einen Zacken an Tempo und Versöhnlichkeit zu, gegenüber Butler und Maraire. Mit fein ziselierten Gitarrenakkorden und schwebenden Gesangslinien sowie ihrem zweiten Album «Days» spielte sich die vor drei Jahren gegründete Band praktisch auf die Höhe von Gitarrenbands wie The Sea And Cake und The Feelies. (js)

REWIND

Gelobt sei die Dose.

Das jährlich flutende Bierdosenmeer erreichte Anfang Januar einen Höchststand, der bis hinauf in die Gallusstadt reichte. Der ursprünglich Rorschacher Konzertabend **Painhead Invites** konnte nämlich nicht wie die Jahre zuvor unten am grossen See anlegen. Denn weder das Hafengebäude noch das Marienberg, wo das Minifestival mit und um Painhead seinen Anfang genommen hatte, existieren in ihren alten Formen als Konzertlokal. Da musste die Grabenhalle herhalten. Drei Bands wurden eingeladen. Die Rapper von BDC, Cheap Noise aus dem Rheintal und ganz speziell, weil Comeback-Show: Sundiver aus St.Gallen. Diese überraschten erfreulich. Die neuen Lieder mit teils deutschem, teils englischem Text sind episch und treibend. Sie wirken stets ausufernd und als würde gleich alles zusammenbrechen, was dann aber doch nicht geschieht und das Ganze umso packender macht. Jemand aus dem Publikum flüsterte seine Einschätzung rüber ins Ohr. Und die ist nicht einmal so falsch: «Eine Mischung aus Cure und Mogwai.» Man darf sich aufs Album freuen, das im Frühling erscheinen soll.

Ziemlich genau um Mitternacht betreten Painhead die Bühne. Zu diesem Zeitpunkt stapelten sich bereits die 600 von den Gästen als Eintritt und Band-Gage mitgebrachten Büchsen Bier im Backstage-Raum. Die Halle war also pumpenvoll. Die vier Rorschacher (sie bestehen wahrscheinlich für immer darauf, auch wenn man sie heute öfter an St.Galler oder Zürcher Beizentheken antrifft) spielten ein lautes und druckvolles Konzert mit einer sympathischen Ernsthaftigkeit. Teilweise mit Hintergrundchor und kurzzeitig sogar mit Chris Wicky, dem Frontmann der Lausanner Rockband Favez, als Gast-sänger. (Marco Kamber)

Painhead Invites fand am 7. Januar in der Grabenhalle St.Gallen statt.

PRESSWERK

René Sieber, Autor und Musik-Aficionado.

Reissue des Monats

Serge Gainsbourg.

1 Berühmt-berüchtigt, filterlose Gitanes, provokant, Whiskey, sentimental, verbrannte Geldscheine, subversiv, vertonte Defloration, lasziv, Bohemien, lüstern, Saint-Germain-des-Prés, grimmig zynisch, Erotomane: Aufgrund dieser Charakteristika entstand in den sechziger und siebziger Jahren nicht nur in Frankreich das Bild von Serge Gainsbourg. Der 1928 in Paris als Sohn eines russisch-jüdischen Emigranten geborene Chansonnier verdankte einen Gutteil seiner Prominenz der Tatsache, dass er sich gerne über Regeln und Tabus hinwegsetzte; als Maulheld wie als Musiker. Aber bei allen Gerüchten und Tatsachen, die je über ihn in Umlauf gerieten, hat man oft vergessen oder mindestens hintenan gestellt, dass Gainsbourg auch ein grandioser Komponist war. Schon in den Sechzigern hatte er für sich und seine Musen – France Gall, Minouche Barelly und Brigitte Bardot – gut zwei Dutzend Hitsingles geschrieben, die Pop und Sex-Appel mit von E-Musik eingefärbten Melodien verbanden. Seinen künstlerischen Höhepunkt fand der kettenrauchende Avantgardist jedoch 1971 auf seinem Meisterwerk «Histoire de Melody Nelson». Das vom begnadeten Arrangeur Jean-Claude Vannier orchestrierte Konzeptalbum erzählt wie ein psychedelischer Trip die tragische Geschichte eines alternden Mannes (Serge Gainsbourg), der sich in die Lolita Melody Nelson (Jane Birkin) verliebt. In diesen dichten, künstlerisch ausufernden sieben Songs mit gerade mal 28 Minuten Spielzeit fügen sich ein fetter, knarziger Bass, fuzziige und funky Gitarrenriffs, ausserirdische Choräle und Serge Gainsbourgs cooler Sprechgesang in genialer Manier nahtlos zusammen. «Avant la lettre» ist «Melody» in jeder Hinsicht. Schön, dass der Major Universal zum vierzigjährigen Jubiläum dieses zeitlose Opus in einer Deluxe-Ausführung mit beiliegender DVD herausgebracht hat. CD zwei mit den üblichen zusätzlichen Tracks bringt leider auch manches Verzichtbare. Nicht aber CD eins! Als Gainsbourg 1991 nach einem exzessiven Leben verstarb, konnte er seine Musik zum Glück nicht mit ins Grab nehmen. Die bleibt. Allem voran diese Platte.

CD DES MONATS

Guided By Voices.

4 1994, als Kurt Cobain starb, war rückblickend für den amerikanischen Indie-Rock ein überdurchschnittlich guter Jahrgang. Beck, Built To Spill,

Pavement, Sebadoh und Weezer brachten vielbeachtete, wichtige Platten heraus. Und eine der brilliantesten Lo-Fi-Bands aller Zeiten, Guided By Voices (GBV), komponierte im selben Jahr mit «Bee Thousands» einen heimlichen Klassiker. Der fleissige Songschreiber und Highschool-Lehrer Robert Pollard hatte damals gestanden, sein ohnehin nur loses Bandkonstrukt nach einigen kaum beachteten Alben aufzulösen, um in ein unaufgeregtes Leben als biertrinkender Mittelstandsamerikaner hinüber zu gleiten. Doch zum Glück kam es nicht dazu. Ende 2004 lösten sich Guided By Voices dann zwar endgültig auf, doch irgendwie scheint der Virus «Songschreiben» den inzwischen schlohweisshaarigen Pollard wieder so ergriffen zu haben, dass er im letzten Jahr seine Besetzung aus den neunziger Jahren rekrutierte und in diesen Tagen das neue Opus «Let's Go Eat The Factory» (Irascible) mit der Bemerkung auf den Markt brachte: «Irgendwann dachte ich, dass eine Menge Leute neue GBV-Musik hören wollen würden. Die Chemie war noch immer da.» So ist es. Inklusiv der Proberaumromantik, für die GBV bekannt wurden. Und Pollard ist seiner Manie treu geblieben, grandiose Melodien in nicht mal zwei Minuten Spielzeit zu «verbraten», um dann gleich zum nächsten Song zu wandern. Dieses Mal sind es insgesamt 21, die das Mass voll machen. Stadionrocker würden aus Perlen wie «Doughnut For A Snowman» und «Chocolate Boy» vierminütige Singles kreieren. Nicht aber der Mann aus Dayton, Ohio. Vom Mainstream vereinnahmen lassen will sich der Haudegen eh nie. Dies überlässt er grosszügig den Kleingeistern.

CH-CD des Monats

Die Aeronauten.

5 Nimmt die Band mit ihrem neuen Albumtitel Bezug auf die Wirtschaftskrise oder meint sie am Ende sich selbst damit? Fürwahr, eine feste und unverwechselbare Grösse sind die Aeronauten in der Schweizer Musikszene schon längst. Mit den Worten «Es war einmal der 3. Februar 1992» müsste ich dieses Märchen eigentlich beginnen lassen. Denn exakt an diesem Tag veröffentlichte die Rumpelkapelle ihre erste Kassette (sic!) «Alles wird gut». Dieses zwanzigjährige Jubiläum ist für Olifir «Guz» Mauermann und seine fünf Mitstreiter Grund genug, eine besondere Bombe zu zünden: «Too Big To Fail» (Irascible) kommt etwa nicht zaghaft daher, sondern als ausgewachsenes Doppelalbum. Das es in sich hat und den Kopf der Band in einer höheren Meisterschaft des

Musikmachens zeigt. Ist Guz gereift? Klar, an wem gehen das Alter und die damit verbundenen Erfahrungen schon spurlos vorüber? Die Aeronauten machen mit den neuen Songs die eigene Reifeprüfung zum sinnlichen Hörerlebnis. Und wie auch schon auf den früheren Alben schwimmen sie dabei pudelwohl in allen Fahrwassern herum, vor denen man sie schon immer gewarnt hat. Keine Angst vor Disco, Punk und Funk; je mehr Orchesterswing, Rumba oder Calypso, desto besser. CD eins ist naturgemäss die essentiellere Scheibe, weil sie die neuen Songs beinhaltet. Und höre ich schlecht, oder ist da zum typisch anarchistisch-fröhlichen Aeronauten-Gestus eine Prise Bitterkeit und Melancholie hinzugekommen? Nein, das superbe Titelstück und der wunderbar sentimentale Song «Das Ende ist nah» bestätigen dies. Mit CD zwei hat sich die Band einen lang gehegten Traum erfüllt: alle über die Jahre liegen gebliebenen Songs (zumeist stimmungsvolle Instrumentals) zu veröffentlichen. Das ist zum grössten Teil keine billige Resteverwertung, sondern grosses Kino. So schnell fallen die Aeronauten nicht ins Nichts.

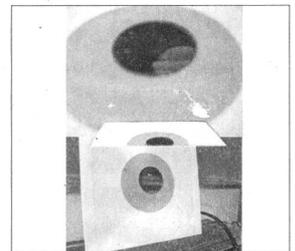
Siebers Februar-Podestli



1 **SERGE GAINSBOURG**
Histoire De Melody Nelson (1971)

2 **NICOLAS JAAR**
Space Is Only Noise

3 **ZOLA JESUS**
Conatus



4 **GUIDED BY VOICES**
Let's Go Eat The Factory



5 **DIE AERONAUTEN**
Too Big To Fail

6 **ATLAS SOUND**
Parallax

7 **THE ROOTS**
Undun

8 **KATE BUSH**
50 Words For Snow

9 **PORTUGAL THE MAN**
In The Mountain In The Cloud



COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**DIE UNABHÄNGIGE UND
WELTOFFENE BUCH-
HANDLUNG EMPFIEHLT:
JA ZUM BUCH!**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und
WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog mit **E-Shop!**

Kulturförderung Kanton St.Gallen

Werkbeiträge 2012

angewandte Kunst
bildende Kunst
Film
Literatur
Musik
Theater/Tanz

Atelierwohnung Rom

Aufenthalte zwischen
November 2012
und Oktober 2013

Informationen und Anmeldeformular 2012

www.sg.ch/home/kultur/foerderung/beitraege.html
telefonisch: 058 - 229 43 29
Anmeldeschluss: 20. März 2012

Saiten, schwarz-weiss seit 1994



Jetzt Abo bestellen.

Für 70 Franken liefern wir Ihnen das Heft Monat für Monat in den Briefkasten.

Neu gibt es das Saiten im Probeabo!

Bestellung: sekretariat@saiten.ch oder 071 222 30 66 oder www.saiten.ch

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel



Die Fremde im Ohr

Das Basler Museum der Kulturen hat sich inhaltlich neu ausgerichtet und erntet dafür Lob, aber auch Tadel. Denn es stellt nicht mehr Objekte in konstruierten Lebenswelten aus, sondern rückt Handlungen, Wissen und Räume hinter den Exponaten ins Zentrum. Schon zum zweiten Mal lädt das Haus zu einem «Blickwechsel». Die Teilnehmenden verlassen das Museum und hören auf einem Spaziergang Geschichten von Eingewanderten, ihren Ländern und Kulturen, ihrem Alltag und ihrem Weg in die Schweiz.

Blickwechsel.

Donnerstag, 2., bis Sonntag, 5. Februar,
Museum der Kulturen Basel.
Mehr Infos: www.mkb.ch

BERNER
kulturagenda



Heimisches am Heimspiel

Der Februar in Bern steht ganz im Zeichen des lokalen Tanzschaffens: Bereits zum siebten Mal findet in der Dampfzentrale das Tanzfestival Heimspiel statt. Am Festival präsentieren Berner Choreografinnen und Choreografen ihre neusten Produktionen. Auch das diesjährige Programm bietet einen breiten Einblick in das vielseitige lokale Tanzschaffen. Zu Gast ist etwa die Berner «aerial dance»-Compagnie «öff öff» mit ihrem neuen Stück «Le vent nous portera...»

Tanzfestival Heimspiel.

Bis 26. Februar,
Dampfzentrale Bern.
Mehr Infos: www.dampfzentrale.ch

KOLT



Stahlberger solo

Drei Künstler, darunter der St.Galler Liedermacher Stahlberger, wechseln sich in der Vario Bar ab und gestalten je einen Sonntagabend der leisen Töne und kreativen Texte auf der Olten Lesebühne. Im gemütlichen und intimen Rahmen lesen, singen und performen Künstler aus den Bereichen Literatur, Musik, Kabarett und Slam Poetry ohne Wettbewerbs- und Zeitdruck. Mundart nimmt bei der Veranstaltung «Wortklang» einen genauso hohen Stellenwert ein wie bei Manuel Stahlbergers erstem Solo-Programm «Innerorts».

Wortklang.

Sonntag, 26. Februar, 20 Uhr,
Vario Bar Olten.
Mehr Infos: www.variobar.ch

KUL



Burlesque im Theater

Koko La Douce steht für Schauspiel, Sexappeal und Spass auf der Bühne. Die studierte Schauspieler, Ehefrau, Sekretärin und Mutter ist in Winterthur aufgewachsen. Seit ein paar Jahren tritt sie regelmässig auf Hamburgs Reeperbahn und internationalen Festivals auf und kommt im Februar ins Tak nach Schaan. Ihre Show vereint klassische Burlesque mit feministischen Acts, wobei letztere nicht weniger erotisch sind, aber von einem neuen weiblichen Selbstbewusstsein zeugen.

Koko La Douce.

Freitag, 10. Februar, 20.09 Uhr,
Theater am Kirchplatz Schaan.
Mehr Infos: www.tak.li

041
Das Kulturmagazin



Assoziative Reibungsflächen

Die Verbindung von Mensch und Technologie hat etwas Faszinierendes. Damit beschäftigen sich Angela Stöcklin (Choreografie), Jan Schacher (Szenografie) und Marie-Cécile Reber (Musik) im Stück «Trans-form». Und dazu mit den Spannungsfeldern Unabhängigkeit und Kontrolle sowie mit Beziehungen und Begegnungen. Die interdisziplinäre Performance legt sich radikal mit der Kommunikation an und geht so weit, ihre Unmöglichkeit zu suggerieren. Gibt es einen Weg hinaus? Einen Alternativzustand?

Trans-form.

Donnerstag, 23., und Freitag,
24. Februar, 20 Uhr, Südpol Luzern.
Mehr Infos: www.sudpol.ch

JULI



36 mal Super-8

Von 1975 bis 1989 hat der Ostschweizer Künstler Roman Signer seine berühmt-berüchtigten Aktionen auf Super 8 aufgezeichnet. 36 dieser Filme sind jetzt in einer raumgreifenden Installation im Aargauer Kunsthaus zu geniessen. In einem zweiten Teil der Schau zeigt Signer die Fotoserie «Strassenbilder» – alltägliche Szenarien an Strassenrändern im Osten Europas, improvisierte Verkaufsstände für Obst und Gemüse sowie Gedenkstätten zur Erinnerung an die Opfer von Verkehrsunfällen.

Roman Signer.

Bis 22. April,
Aargauer Kunsthaus Aarau.
Mehr Infos: www.aargauerkunsthaus.ch